

Eva Meyer

Zählen und Erzählen

Für eine Semiotik des Weiblichen

Stroemfeld / Nexus

Inhalt

Korrespondieren als Chance

Vorwort zur Neuauflage von Marianne Schuller 7

Vorwort 11

Kapitel 1: Die Komplexität des Materiellen und das Versagen der Sprache 17

Rekonstruktion der Bewegung des Verhältnisses 19

Figuren des Weiblichen als Einschreibungen einer verdrängten Genese 30

Kapitel 2: Vorspiel: Annäherung an eine andere Schreibweise 39

Dekonstruktion des Identitätsprinzips 41

Disseminativ: Die Bewegung »neben« die Identität 44

Über den Spiegel 49

Zerologisch: Die Bewegung »hinter« die Identität 52

Über das Nichts 56

Das zerologische Subjekt 62

Die Entfaltung des Komplexen 65

Verdopplung 68

... und Verschiebung 71

Das Unaussprechliche 75

Innovative Transformationen des Weiblichen 84

Prozessualität versus Vorstellung 84

Komplexität versus Theorie / Praxis 89

Kapitel 3: Der Chiasmus als Organon
der Überschreitung 105

Das Weibliche des Weiblichen 107

Die Relation der Relation 120

Die Entdeckung der Leerstellen 128

Kapitel 4: Die Befreiung des Phantasmas
der Selbstgeburt 135

Die Kastration als Strukturkonzept der Differenz 149

Die Idee der Selbstgeburt als Konfiguration des Komplexen 153

Die Durchstreichung der Genealogie 160

Die Selbstinszenierung des Weiblichen 163

Bibliographie 181

Verzeichnis der Tafeln 188

Korrespondieren als Chance

Vorwort zur Neuauflage

In den Texten von Eva Meyer kommt ein Wissen zum Zuge, das die Form der Korrespondenz hat. Die Form der Korrespondenz, weil nicht einer oder eine genügt, um es hervorzubringen. Es müssen nicht unbedingt zwei Personen sein, es kann auch die Einsamkeit im Unterschied zur Verlassenheit sein, von der Hannah Arendt, wie man bei Eva Meyer lesen kann, spricht: »In der Einsamkeit bin ich eigentlich niemals allein; ich bin mit mir selbst zusammen.« Und dieses Selbst, das nie zu einem unverwechselbar Bestimmten werden kann, ist zugleich auch jedermann. Oder auch der »Zustand«, von dem Heinrich von Kleist in seinem Text *Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden* schreibt: »Denn nicht wir wissen, es ist allererst ein gewisser Zustand unserer, welcher weiß.« Wenn sich zeigt, dass die möglichen Gegensatzpaare – ich / du; Eigenes / Fremdes etc. – nicht aufeinander abbildbar sind, dann geschieht etwas: Dann setzt sich der Prozess einer Korrespondenz in Gang, in dem das ›eigene‹ Denken des ›Ich‹ mit dem fremden Denken des ›Du‹ korrespondiert: Was ich wollte, daß Du bist. Daß es einen ähnlichen Dritten gäbe, der mich schon erzählen könnte jenseits des Aneignungsschemas von Identität und Andersheit – so oder ähnlich heißt es einmal bei Eva Meyer in Korrespondenz zu Kierkegaard, der darauf setzt, ein Einzelner zu werden, der alle sein können.

Ein Grundstein für den Bau ihres großen, sich vielstimmig fortsetzenden Werkes ist die Dissertation von 1983 mit dem Titel *Zählen und Erzählen. Für eine Semiotik des Weiblichen*. Weit entfernt von allem Pathos der Entfremdung / Unterdrückung, mit dem sich die feministische Literaturwissenschaft gern umgab, um sich desto familiärer in die universitäre Gemeinschaft einzuschreiben, bringt sich hier, im Durchqueren von Philosophie, Zeichenlehre und Logik eine wissens- und sprachkritische Fragestellung hervor. Danach wird ›Weibliches‹ weder zum Attribut der ›Frau‹ verdinglicht noch als das ›Andere der Vernunft‹ festgesetzt, sondern unter dem Be-

griff »Weibliches als Verfahren« in einen semiotischen Prozess der Selbsterzeugung hineingezogen.

Bezugspunkte des Verfahrens, das für eine Semiotik des Weiblichen eröffnet wird, sind die grammatologische Umschrift der abendländischen Metaphysik (Derrida) und ihre subjekttheoretische Wendung (Lacan), sofern diese die Instanzen von *Sinn*, *Subjekt* und *Geschlecht* als imaginäre Effekte der symbolischen Differenzbewegung betreffen. Die sprachkritische Umschrift im Feld der Philosophie und der Psychoanalyse wird von Eva Meyer konstatiert und verschränkt mit der durch Gotthard Günther ausgearbeiteten *transklassischen Logik*, welche die klassische, also zweiwertige Logik nicht als Gegensatz, sondern als Fragment einer komplexen logischen Struktur ausweist.

In diesem Verfahren erscheint die Frage des Weiblichen in einem neuen Licht: Weder muss es länger in metaphysischen Oppositionen plaziert und gefangen gehalten werden, noch bleibt es als politisch und / oder lebenspraktisch inszenierbarer »Rest« der Oppositionalstruktur bestimmbar. Vielmehr rückt es in die Dimension eines *Werdens*, das sich in einem die Oppositionalstruktur überbietenden Prozess produziert. Wenn die Arbeit das grammatologische Unternehmen aufnimmt, das *Schrift* als eine nicht-subjektive Prozessualität entwirft, die Subjekteffekte allererst erzeugt, so wird nicht nur die theoretisch folgenreiche Schriftvergessenheit der abendländischen Philosophie ins Gedächtnis gerufen, sondern dadurch werden auch Bezüge zur Subjekttheorie der Psychoanalyse und ihrer semiotischen Variante durch Kristeva möglich. Zugleich aber wird durch Eva Meyer eine theoretische Verschiebung eingeführt: Die in der Psychoanalyse vorherrschende trianguläre Struktur wird aufgenommen und um den Prozess ihrer Hervorbringung erweitert. Für diese Erweiterung steht der die Zahl 4 ins Spiel bringende Begriff der *Selbstrückbezüglichkeit* ein. Darunter ist mit Gotthard Günther die logifizierbare »Mitzählbarkeit« der triangulären Struktur zu verstehen, die ein Viertes hervorbringt. Von der Hervorbringung der Vier als Effekt und Voraussetzung der Mitgezähltheit wird nachträglich die Triangulierung (1,3) als symbolische Gesetzlichkeit wie auch als imaginäres (Ver)Schließen (2) bewirkt.

Damit beginnen sich weitreichende Konsequenzen für den Topos vom »Ausschluss des Weiblichen« abzuzeichnen: Während der Topos zur Mystifikation des Anderen tendiert, wird er mit Eva Meyers Text lesbar als Effekt des Ausschlusses der in ihrer Arbeit entworfenen komplexen Struktur. Mit Bezug auf Gotthard Günther wird die Verdrängung der komplexen quaternären Struktur auf die in der Antike vollzogene Trennung von Logik

und Rhetorik zurückgeführt. Hier steht die rhetorische Kreuzungsfigur des *Chiasmus* im Zentrum, sofern sie Gegensätze, die sich nach der zweiwertigen klassischen Logik ausschließen, miteinander verschränkt. Dieser Befund wird von Eva Meyer nicht nur rekonstruiert und als Gegenstand der Analyse kritisch gewürdigt, sondern performativ in Szene gesetzt. So stellt sich im viergliedrigen Aufbau des Textes (vier Kapitel) wie im selbstrückbezüglichen Schreibverfahren erneut die Figur des *Chiasmus* her. Nicht länger fixiert und entfremdet als theoretischer Gegenstand, läßt das autopoetische Verfahren das Weibliche prozessieren oder werden – in jeder Wiederholung das erste Mal.

Eva Meyers Dissertation ist gleichsam die *Urszene* ihres großen reichhaltigen Œuvres. Es stellt zugleich einen gewichtigen Beitrag zu theoretischen Auseinandersetzungen dar, die keineswegs erledigt sind. So sticht die Ähnlichkeit zum Konzept der Selbstbeschreibung und Selbstbezüglichkeit nach Luhmann, bzw. nach dem Konstruktivismus (Varela / Maturana) ins Auge, die zugleich zur Wahrnehmung und Konturierung der Differenzen herausfordert. Während die Autopoiese den Selbstrückbezug als Form der Wiederholung im Sinne einer identischen Reproduktion denkt (Varela / Maturana), läßt die *Autopoesie* die Wiederholung einer Differenz entspringen. In der Autopoiese stellt sich das ›Selbst‹ gleichzeitig mit seiner Schreibung her, in der Autopoesie wird eine doppelte Differenz eingeführt: auf der Ebene der Zeit (vorher / nachher) und auf der Ebene des Mediums (Leben / Schrift). Stellt damit die Autopoesie aufgrund der ihr eigenen zeitlichen Struktur die *Nachträglichkeit* als potentielles Differenzmoment heraus, droht es in der Autopoiese in Simultanität zu verschwinden. Mit dem Ausfall von Differenz aber ist nach Eva Meyer das Phantasma einer kybernetischen Selbstabbildung des Menschen im technischen Artefakt angelegt, welches im Verfahren der Autopoesie dekonstruiert werden kann.

Die vorliegende Arbeit von Eva Meyer ist als grundlegender Beitrag auch und gerade für die heutigen Debatten im Umfeld der *Gender*-Diskurse von großer inspirierender Bedeutung. Mit der Neuauflage dieses Werks ist die Chance gegeben, der in weiten Kreisen der *Gender*-Theorie zu beobachtenden Verdrängung der Verdrängung der komplexen logisch-rhetorischen Struktur und dem daraus folgenden Ausschluss des Weiblichen als Verfahren entgegenzuwirken. Die Neuauflage durch den Stroemfeld-Verlag, der das umfangreiche Œuvre von Eva Meyer publiziert, schafft die beglückende Möglichkeit zum Korrespondieren mit einem Text-Denken, das von unabgeholter Gegenwärtigkeit ist.

Marianne Schuller, März 2012

Vorwort

Weibliches kommt von »Weib« oder auch »Weibsbild« und bestimmt sich nicht unbedingt im Hinblick auf die Frau, wenn es, ausgestattet mit neutralem Geschlecht und – etymologisch – eher das Verhüllen bezeichnend, als »Weibsbild« gar den Genitiv der Identität als *Verhältnis der Ähnlichkeit* enthüllt. Läßt sich Weibliches daher als »ähnliches Drittes« erproben, das – scheinbar widersprüchlich – nicht aufgeht in den Projektionen von Identifikation und Unterscheidung, wenn es sich *als Verfahren* untersucht?

Die Rolle des Dritten wird also entscheidend sein für das Verfahren des Weiblichen. Dieses Dritte muß einerseits eine reale Person sein, die Frau, doch ohne sich darauf reduzieren zu lassen. Denn wenn Weibliches in keinem Moment eine ontologische Realität hat, sich als solche nur selbst zerstört, abwesend ist und zum mystischen Begriff gerät – das ewig Weibliche –, kann seine Wirksamkeit nicht nur von der Frau abhängen. Es *praktiziert* eine Ähnlichkeit und beginnt zu gleiten, um unversehens das zu streifen, was nicht gestreift werden kann: Die Möglichkeit des Weiblichen als eine Beziehung zu sich selbst, die die grundlegende Berechtigung des Identitätsprinzips auf exemplarische Weise in Frage zu stellen vermag.

Auf dieser Annahme basiert der Vorschlag einer »Semiotik des Weiblichen«, die Weibliches wiederholt, um es *als Weibliches* zu denken. Damit ist zunächst nicht mehr gesagt, als daß die doppelte Inanspruchnahme des Weiblichen – jeweils Gegenstand und Verfahrensweise – dieses nicht mehr als Attribut der Frau verstehen läßt, es nicht mehr zur Frau »verdinglicht«, sondern eine Gegenläufigkeit produziert, die in dem Maße als semiotische Erzeugung von sich selbst funktionieren kann, wie sie dem »Zuverstehen-geben« den Boden entzieht.

Vielleicht könnte man sich nun fragen, nicht ob damit die realgeschichtliche Unterdrückung der Frauen erklärt, geschweige denn gelöst ist, sondern inwiefern die ideengeschichtlichen Ausschlußverfahren im Verlauf

der Definition der Menschheit als »homo sapiens« – z. B. der Ausschluß des Dritten (*tertium non datur*) – daran Teil haben. Inwiefern Sprache sich zwischen die Wirklichkeit und die Idee von ihr schiebt, um beides zugleich zu sein, in einem Akt, der dem transzendentalen Subjekt (Mensch-Gott, oder auch Mann) die Herrschaft über seine Existenzbedingungen (Mensch-Materie, oder auch Frau) sichert.

Angesprochen ist damit der Prozeß der Sprachwerdung als Unterwerfung des Materiellen (Lebendigen, Bewegten, Bewußtseinstranszendenten...) unter den Formbegriff. Der sogenannte wissenschaftliche Diskurs ist seine Vollendung im Modus einer zweiwertigen Logik, gekennzeichnet durch Begriffe wie »Linearität«, »Identität« und der daraus resultierenden Möglichkeit der Setzung eindeutigen Aussagens. Als seine Materialisierung hingegen, markiert und bahnt die »Semiotik des Weiblichen« eine Schreibweise, die sich gerade dadurch auszeichnet, daß sie sich innerhalb dieser logischen, eindeutigen, positiven, kurz: wissenschaftlichen Kommunikation widerspricht. Denn die Wiedereinholung eines Anderswo des Aussagens vollzieht sich nicht über die Behauptung von etwas ganz Anderem, sondern hält die Prinzipien von Wiederholung und Position in Raum und Zeit aufrecht, *bevor* sie sich über dem einen Bild, dem einen Begriff abschließen.

Weibliches ist nun als ein Verfahren charakterisiert, das sich nicht mehr nur der Idee von sich unterwirft, wenn es sich genauso allen ins Naturwüchsige verdrängten Unvollkommenheiten des Wirklichen verdankt und damit seine eigene Fortsetzung provoziert. Als Artikulation des Lebendigen am Nicht-Lebendigen holt es die eigene Geburt in ein Denken zurück, das sich nun nicht mehr vom Leben trennt, sich also nicht via Abstraktion herstellt, aber auch nicht das Leben ist, indem es sich scheinbar konkretisiert, um es zu bedeuten, sondern das sich in jedem Moment auf seine Entstehungsbedingungen beruft, sich gleichsam selbst produziert, indem es die Komplexität seines »Gegenstands« – und damit von sich selbst – bewahrt: Die Komplexität des Materiellen, etwa der materiellen Substanz der Sprache wie Lautlichkeit, Graphik, Stofflichkeit, im Gegensatz zu ihrer immateriellen Substanz wie Semantizität, Logizität, Strukturalität, auf die sich Sprache, wenn sie aussagt, resp. bedeutet, reduziert, und die sie doch (nicht) *nur ist*. Komplexität ist somit als etwas eingeführt, für das die Vermittlung der Sprache mit sich selbst konstitutiv ist. Sie ist Sprache und zugleich ihre Transzendierung, ihr *Überschuß*.

Wenn aber alles hinsichtlich seiner Möglichkeitsbedingungen Sprache ist, so auch Komplexität. Ihr »Surplus« bedarf der zunächst subreptiv an-

mutenden Konstruktion einer Zugabe: Die Selbstbegründung des Weiblichen in der Sprache als *Prozeß seiner Erzeugung*. Zu denken gibt der Preis, der zu entrichten ist, wenn es darum geht, diese Zugabe als Funktionsweise zu verstehen, die nicht äußerlich bleiben kann, wenn sonst nur die alte Dichotomie sich wiederholt: Männlich / Weiblich, das Eine / das Andere, Innen / Außen, Subjekt / Objekt, Sprache / Komplexität...

Daher die Anweisung eines Übergangs, die »Semiotik des Weiblichen«, die die Frage nach dem Sinn der Funktionsweise und der Funktionsweise des Sinns aufwirft. Doch die Zweiteilung der Frage macht ihre Vierteilung vonnöten, wenn in ihrem Zuge die Konfrontation mit einer Funktionsweise geschieht, die sich nicht mehr in Sinnkategorien ausdrücken läßt. Daher die Inanspruchnahme der diskursiven Methoden, wie sie insbesondere in der französischen Theoriebildung der letzten Jahre von Julia Kristeva und Luce Irigaray entwickelt wurden und sich nicht unwesentlich den Arbeiten Jacques Derridas, aber auch Jacques Lacans, verdanken. Mit ihrer Mechanik von *Umkehrung und Verschiebung* (Derrida) erschließen sie ein Feld von sprachlichen Strukturen, die nicht mehr im Bereich der traditionellen Begrifflichkeit liegen, auch nicht in demjenigen eines »Strukturalismus«.

Denn strukturalistisches Erkennen hat einen Gegenstand, den »carractère de système« (Lévi-Strauss), während sich die neueren (poststrukturalistischen) Tendenzen gerade dadurch auszeichnen, daß sie das Innere des Systems in einer Weise denken, die es in gleichem Maße auf sein Außen verweist. Thematisiert ist damit nicht mehr das Innere eines Systems, sondern dessen Grenzen, die nun keineswegs mehr Gegenstand sein können, da sie immer schon den Beobachter hineinziehen.

Wenn nun die Grenze zur *Arbeit ihrer Durchlässigkeit* erklärt wird, ereignet sich ein Zwischenraum, der sich niemals abbildet im Hier und Jetzt eines konkreten Subjekts, da er das Denkbare schneidet, um es dem Undenkbaren auszuliefern. Doch der unvorbereitete Satz des Übergangs läuft immer Gefahr, zur Formulierung der Regression ins Außerlogische zu werden, wenn er nicht so organisiert wird, daß er sich als *translogisch* erweisen kann. D.h., daß sich die Sinnanalyse des klassischen Diskurses und seiner Regeln in einer gleichzeitigen und gegenläufigen Bewegung entfalten muß. Gleichzeitig wäre die Dekonstruktion der abendländischen Ontologie und Logik als Überdetermination bzw. Dissemination dessen Identitäts- und Linearitätsdenkens. Gegenläufig wäre die Annahme einer verdrängten Andersheit durch die Erschließung der jedem Sinn vorausgehenden Sinnproduktion als noch nicht (ab)bildendes Denken, das so die Möglichkeit eröffnet zu anderen, »zerologischen« (Kristeva) Denk- /

Schreibweisen. Erst wenn jede Meontik und Semantik erloschen ist, erignet sich eine irreduzible Andersheit in ihrer Stofflichkeit und Strukturalität.

Die verschiedenen Theorien Gotthard Günthers (Polykontextualität, Proemialrelation, Kenogrammatik) sind geeignet, diese *tiefer Be- und Entgründung aller Differenzen* im Text als translogische zu explizieren, da sie die klassische, zweiwertige (aristotelische) Logik als solche dekonstruieren, d.h. in ihrer Form als mathematische Logik und daher die jeweils doppelte Strategie der Überdetermination und der Öffnung auf einen kenogrammatischen Bereich auf der formalen Ebene nachvollziehen. Die Problematik der Grenze, bzw. des Übergangs, kommt dabei als Diskontextualität und Transkontextualität ins Spiel und leitet die Formalisierung der materialistischen Dialektik ein. Eine selber komplexe Strukturtheorie ermöglicht nun aber folgendes: Die operative Inszenierung von Komplexität in einem intersubjektiv nachvollziehbaren Diskurs, der die »eigene« Logik der Begrifflichkeit begründet, um sich ihr zu verantworten. In einer sowohl horizontalen als auch vertikalen Bewegung verbindet sich die transklassische Tendenz Günthers mit der grammatologischen Derridas zu einer flächigen Topologik, die für das methodische Vorgehen der vorliegenden Arbeit richtungsweisend ist.

Das damit inaugurierte Zusammenspiel einer prinzipiellen Vielheit läßt sich nun keinesfalls mehr reduzieren auf das klassische Verhältnis von Theorie und Anwendung der Theorie: Es praktiziert die Einbeziehung der Anwendung in die Theorie, womit die Dichotomie Theorie / Praxis selber transformiert wird. Um also ihrem »Inhalt« nicht äußerlich zu bleiben, verfährt die vorliegende Arbeit in vier Etappen, deren erste beiden (»Die Komplexität des Materiellen und das Versagen der Sprache« und »Vorspiel: Annäherung an eine andere Schreibweise«) bereits das ganze Unternehmen der Selbstbegründung / Selbstbeschreibung von Komplexität in der Sprache (in französischen Theorien: *inscription*, d.h. Einschreibung, Inschrift) vorwegnimmt, in dem je doppelten Versuch der Markierung und Dehnung der immanenten Grenzen des Phonologisch-Begrifflichen. Doch innerhalb einer narrativen Struktur entsteht dabei leicht die Verkündung eines Aufbruchs, der in den Mitteln stecken bleibt, die er zu kritisieren vorgibt. Wenn die Umgangssprache ihre oberste Metasprache ist, bleibt die Tendenz der formalen Sprachen, sie in der formalen Theorie der natürlichen Sprachen zu umfassen, unhinterfragt und Komplexität auf den Algorithmus der formalen Semiotik reduzierbar.

In einer entscheidenden Wendung werden deshalb im dritten Teil (»Der Chiasmus als Organon der Überschreitung«) die gewonnenen Dekonstruktionsprinzipien auf der logisch-strukturellen Ebene nachvollzogen, um in einer transformierten Wiederholung jeglicher Dichotomisierung Inhalt in Form und Form in Inhalt umschlagen zu lassen und um in einem vierten Teil (»Die Befreiung des Phantasmas der Selbstgeburt«) zur Inszenierung von Komplexität zurückzukehren; doch ohne auf den Ausgangspunkt zurückzufallen, denn Komplexität kann sich nun der eigenen Logik der Begrifflichkeit verantworten. Als *Gabe ihrer eigenen Geortetheit* ist sie ebensosehr Darstellung wie Erzeugung von sich selbst, in einer neuartigen Textur, die es vermag, ohne Verdinglichung die verdrängte Genese der Semiotik des Weiblichen einzuschreiben.

Kapitel 1

Die Komplexität des Materiellen und das Versagen der Sprache



Rekonstruktion der Bewegung des Verhältnisses

Sowohl in Philosophie, Zeichenlehre und Logik, als auch in dem, was hier die Semiotik des Weiblichen genannt werden wird, gibt es ein wachsendes Bewußtsein von den Grenzen der Sprache und deren Notationssysteme. Die Erfahrung der Beschränkung der »Zeichensysteme zur wissenschaftlichen Darstellung«¹ von Prozessen und Strukturen, die nicht durch Identitätsprinzip und Linearität geregelt sind, wie z. B. Bewegung, Lebendiges, Materielles, Bewußtseinstranszendentes (Unbewußtes) hat zu einer radikalen Hinterfragung dieser Ausdrucksmittel überhaupt geführt.

Thematisiert ist damit der Wirklichkeitsbezug der Sprache, bzw. ihre Fähigkeit, Wirklichkeit (ab)zubilden. Bekanntlich spricht man seit Schleiermacher, Hegel, Husserl, Peirce nicht mehr von einer sprachfreien, unvermittelten Wahrnehmung der Wirklichkeit. Wenn nun aber alles Verstehen der Welt durch Zeichen vermittelt ist, wie soll es dann etwas geben, das nicht zeichenvermittelt ist, das sich nicht mehr durch Zeichen repräsentieren ließe? So gesehen versteht es sich von selbst, daß Sprache sehr wohl in der Lage ist, Wirklichkeit darzustellen, von der man ja schließlich erst einmal sprechen muß. Von diesem Vorgang selbst, der *Koinzidenz von Wirklichkeit und Sprache*, kann man dies nicht nur nicht mehr, sondern überhaupt nicht sagen. Offensichtlich ist das Wissen von Sprache etwas anderes als – Sprache? Um dem drohenden Unwissen um Sprache zu entkommen, formuliert sich philosophisches Fragen zunehmend als Sprachkritik, wenn z. B. Husserl das Evidenzprinzip, durch das sich Form zur Selbstgegebenheit bringt, phänomenologisch zu fassen sucht, oder Heideggers »ursprünglicheres Fragen« die Fundamentalontologie begründet.

Die Thematisierung des Mittels, in dem sich Philosophie ereignet, die Sprache, vollzieht sich mit eben jenem Mittel, der Sprache, und es ist leicht einzusehen, daß Assertionen dazu nicht mehr ausreichen: Wenn alles in der bestimmten und bestimmenden Hinsicht seiner Möglichkeitsbedingungen Sprache ist, so stellt sich das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit als ein Verhältnis dar, das sich in der Spannung zwischen Bekanntem und Erkanntem Ausdruck gibt, *ist*. Die Aufgabe des Erkennens aber, der Prozeß, die Bewegung usw., kann nur indirekt mitgeteilt werden. Wird sie zum Ausdruck gebracht, dann nur durch die bewußte Manipulation des mehrfachen Sinns eines Wortes. So bildet Heidegger in »Unterwegs zur Sprache« »bewegen« um in »bewegen« und erinnert damit an das

1 cf. Schnelle (1962)

mundartliche »wägen«, d.h. einen Weg bahnen, z.B. durch ein verschneites Feld: »Be-wägen (Be-wägung) heißt, so gedacht, nicht mehr: etwas nur auf einem schon vorhandenen Weg hin- und herschaffen, sondern den Weg zu ... allererst erbringen und so der Weg sein.«² Doch die doppeldeutige Heideggersche Sprachbegehung / -bewegung erzwingt sich nicht ohne weiteres das Verständnis des Lesers. Sie appelliert an den Glauben an ein Mehr-an-Sprache, das sich nicht so ohne weiteres sagen läßt und das sich – aufgrund des Mangels an Wissen darum – zumeist bedrohlich gebärdet – auch im Heideggerschen Text: Als der Sprache eigener Wille, der sich gegen das, was man mit ihr zu tun beabsichtigt, durchaus hartnäckig und erfolgreich sträuben kann.

Diese Gefahr zu bannen, besinnt sich die analytische oder sprachanalytische Philosophie, auch Sprachphilosophie genannt, die davon ausgeht, daß Sprache nur als Praxis auf Wirklichkeit bezogen ist und zwar als eine im wesentlichen zeichen- und regelsetzende Praxis. Zwei divergierende Auffassungen vom Praxisbegriff der Sprache haben innerhalb der sprachanalytischen Philosophie zu zwei Richtungen geführt, deren eine üblicherweise unter dem Schlagwort »Logischer Empirismus« zusammengefaßt wird und abzielt auf die Konstruktion der Sprache der (exakten) Wissenschaften aus der Umgangssprache, während die andere Richtung, der sogenannte »Linguistische Phänomenalismus«, die Reduktion der Sprache der (überlieferten) Philosophie auf die Umgangssprache betreibt.³

Bereits 1879 hatte Frege eine »Begriffsschrift« verfaßt, die – so der Untertitel – »eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens« unternimmt. Im Vorwort schreibt er dazu: »Wenn es die Aufgabe der Philosophie ist, die Herrschaft des Wortes über den menschlichen Geist zu brechen, indem sie die Täuschungen aufdeckt, die durch den Sprachgebrauch über die Beziehungen der Begriffe oft fast unvermeidlich entstehen, indem sie den Gedanken von demjenigen befreit, womit ihn allein die Beschaffenheit des sprachlichen Ausdrucks behaftet, so wird meine Begriffsschrift, für diese Zwecke weiter ausgebildet, den Philosophen ein brauchbares Werkzeug werden können.«⁴ F. v. Kutschera bemerkt dazu, im Vorwort zu seiner »Sprachphilosophie« das Vorwort Freges kommentierend: »Aus dem ›Wenn‹-Satz Freges wird dann eine kategorische Behauptung.«⁵ Deren Verbindlichkeit soll innerhalb der sprachanalytischen Phi-

2 Heidegger (1959) 261

3 cf. Lorenz (1970) 17

4 Frege (1964) VI f

5 v. Kutschera (1975) 12